



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postanstalten des Deutschen Reichs
entgegen.

Ausgegeben am 10. Mai.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1884 bis dahin 1885.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal,
bei sämmtlichen Postanstalten M. 1.20 pro Quartal
Preis der einzelnen Nummer 10 Pfg.

Wessen Schuld.

Roman aus der Gegenwart von O. Elfer.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsbrecht vorbehalten.



o floß das Leben der Liebenden in redlicher Arbeit und edlen, harmlosen Freuden dahin.

Nur ein Umstand verbitterte zuweilen das Glück Gretchens. Sie hatte dem Geliebten mit Absicht den Besuch des Majors verschwiegen, sie wollte nicht, daß Streit oder auch nur Feindschaft ihretwegen zwischen den beiden Männern entstehe.

Dies Verschweigen seines ersten Besuchs faßte nun aber der Major, der auf seine Don Juan-Eigenschaften nicht wenig stolz war, als eine Erlaubniß, denselben wiederholen zu dürfen, auf. Solange Gretchen noch das Häuschen in der Vorstadt bewohnte, ritt der Major jeden Tag die Straße entlang und nickte dem Mädchen, wenn dieses, durch den Schall der Hufstritte zu der Meinung verführt, Oberhard werde kommen, an das Fenster eile, vertraulich grüßend zu. Doch schon nach einigen Tagen erschien Gretchen nicht mehr, mochte auch das edle Noß des Majors noch so zierlich courbettiren. Jetzt wollte der Enkel des großen Generals mit überraschendem Angriff die Festung nehmen, indem er keck und kühnlich in den Garten trat. Doch ein Ausfallcorps in Gestalt der alten grundhäßlichen Magd und des großen Bärenhundes kam ihm entgegen; ich weiß nicht, ob der Herr Major mit dem berühmten Namen mehr den zahnlosen Mund und die rothumranderten Augen der alten Kathrine, oder das zähnefleischende Maul und die wuthfunkelnden Augen des Hundes fürchtete, gewiß ist nur, daß sein Angriff total abgeschlagen wurde.

Auch die List führte nicht zum Ziel; die alte Kathrine wies energisch das Marktstück des Herrn Majors zurück und für den Hund hätte selbst das größte Goldstück kein Interesse gehabt. An eine Wurst hatte der Angreifer zum Glück nicht gedacht.

Des Majors Eifer legte sich etwas; er zog sich auf den Beobachtungsposten zurück.

Als nun aber Gretchen das Geschäft in der Stadt eröffnete, stieg neue Hoffnung in der Seele des Verliebten empor. „Jetzt kann sie mir nicht mehr ausweichen, die Teufelsdiene,“ sprach er bei sich und schnalzte vergnügt mit den Lippen. „Ihre Sprödigkeit war nur Schein, den sie aufrecht erhalten mußte, so lange sie noch in der Abhängigkeit Ellerns lebte!“

Nach einigen Tagen hatte er einen neuen Angriffsplan eronnen. Stürmischer Muth, das sah er wohl ein, führte nicht zum Ziel, Geduld und Beharrlichkeit mußten helfen.

Sein Wesen gegen Gretchen ward jetzt höflich und zuvorkommend. Wenn er ihr auf der Straße begegnete, grüßte er sie, gleich einer Dame aus der Gesellschaft, er vermied es in der ersten Zeit, ihr Geschäft zu besuchen und dann, als er zum ersten Mal kam um eine Kleinigkeit einzukaufen, blieb er nur einige Augenblicke und sprach nur das Allerhöchste im höflichsten Tone.

Gretchen hoffte schon seinen Nachstellungen entgehen zu sein. Doch bald sollte sie ihre Täuschung bemerken, denn der Major kam immer öfter, dehnte seine Besuche immer länger aus, wußte allmählig das Gespräch auf die Bahn zu lenken, welche Gretchen so gern vermeiden hätte, erschöpfte sich in Höflichkeiten und Galanterien, versuchte Gretchen zu bestimmen, kleine Geschenke von ihm als Erinnerungszeichen, als Zeichen seiner Hochachtung anzunehmen, lobte ihren Muth, versprach sie überall zu empfehlen, was er in Wirklichkeit auch that, erzählte kleine amüsante Geschichten aus der Gesellschaft, bei denen Gretchen unwillkürlich lächeln mußte, beging kleine Indiscretionen, indem er in das hinter dem Laden liegende Privatzimmer des Mädchens einen Blick zu werfen suchte, oder wie aus Zufall seine Hand leicht um ihre Schulter legte, kurz, er suchte auf alle nur denkbare Weise dem jungen Mädchen näher zu kommen.

Gretchen war in Verzweiflung, sie wußte nicht, wie sie sich diesen Nachstellungen entziehen konnte. Schon fing man in der Nachbarschaft an, sich gegenseitig in die Ohren zu tuscheln, wenn der Major vorüberging, die Häße redeten sich fast aus, damit man sehen konnte, ob der Major in den Laden Gretchens eintreten würde, man paßte auf, wie lange er in demselben blieb, beobachtete sein Gesicht, wenn er heraustrat, und da die Züge des ehrenwerthen Kriegsmannes meistens eine lächelnde Selbstzufriedenheit, ein prahlerisches Selbstbewußtsein zur Schau trugen, so war man in der Nachbarschaft überzeugt, daß des Majors Bewerbungen von Erfolg gekrönt seien.

Gretchen sah wohl die lächelnden Gesichter der lieben Nachbarn, sie bemerkte wohl das Flüstern, Tuscheln und Zischeln, aber was konnte sie thun? Dem Major das Haus

verbieten? Das ging doch nicht gut an bei einem offenen Geschäft, auch hatte er bislang zu einer solchen Maßregel noch keinen Grund gegeben. In seinen Edelmutth appelliren? Sie wußte im Voraus, daß er über ihre Bedenten lachen würde. Sich an Eberhard wenden? Nimmermehr! Sie kannte ja des Geliebten reizbares Temperament, das größte Unglück hätte daraus entstehen können.

Ihr blieb nichts übrig, als dem Major mit eisiger Kälte und Zurückhaltung entgegenzutreten, jede vertrauliche Annäherung schroff zurückzuweisen. Aber der höchst tapfere und ausdauernde Reitersmann gab so leicht die Belagerung der Festung nicht auf. Er schien die Kälte und Zurückhaltung Gretchens kaum zu bemerken und fuhr in seinen Bemühungen unbeirrt fort.

Schließlich jedoch trat eine Katastrophe ein, welche diesem unerquicklichen Zustande, gleich dem Gewitter, welches die Schwüle des Sommertages bricht, ein Ende machte.

Des Königs Geburtstag war gekommen. Die Offiziere hatten den Tag, wie das Sitte ist, durch ein Festmahl gefeiert und die meisten der Herren befanden sich gegen Abend in höchst animirter Stimmung.

Auch der Major hatte der Flasche eifrig zugesprochen, und seine Laune ward noch dadurch gebessert, daß er beim Spiel einigen jüngeren Kameraden das Geld abgenommen. So taumelte er mit etwas unsicheren Schritten vom Casino, wo die Lust noch in hellen Flammen loderte, durch die Straßen der Stadt. Der Abend war noch nicht vollständig hereingebrachen. Die Gaslaternen wurden eben angezündet und die Flammen derselben flackerten hin und her in dem heftigen Frühlingswinde. Ein feiner nebelartiger Regen rieselte nieder und durchschlugte den langen Bart des Majors.

Doch den Major kümmerte das häßliche Märzewetter nicht. Den Mantel fester um die breite Brust ziehend, welcher der heutige Tag einen neuen Orden gebracht hatte, und eine Melodie aus der neuesten Operette pfeifend schritt er vergnügt durch den feuchten Abend dahin.

Jetzt stand er vor dem Laden Gretchens, ein listiges Lächeln überflog sein weingeröthetes Gesicht, als er im Innern des Magazins das Mädchen auf eine kleine Leiter steigen sah, um die Gasflammen anzuzünden. Rasch öffnete er die Ladenthür und stand vor dem erschrockenen Mädchen, ehe dieses Zeit finden konnte, von der Treppe herabzuspringen.

„Ich konnte doch nicht umhin, Fräulein Gretchen,“ sprach er im vertraulichen Tone, „Sie heute noch einmal zu begrüßen. Sie sehen, daß ich stets an Sie denke! Sogar im Geräusch des Festes verläßt mich der Gedanke an Sie nicht und ich habe mich aus dem hellen Saal fortgestohlen, um mit Ihnen ein Stündchen zu verplaudern.“

Gretchen erkannte, daß der Major zu viel getrunken habe. Sie erwiderte und ihre Stimme behte etwas:

„Lassen Sie mich heruntersteigen, Herr Major! Ich habe noch so unendlich viel zu thun heute Abend, daß ich auf Ihre Gesellschaft verzichten muß.“

„Ich werde Ihnen behilflich sein, schönes Kind,“ flüsterte der Halbrunkene; und ehe Gretchen es verhindern konnte, fühlte sie sich von den Armen des Offiziers fest umschlungen. Wie ein Kind hob der kräftige Mann das junge Mädchen in die Höhe, preßte sie fest an seine Brust und versuchte seine vom Wein noch funkelnden Lippen auf den Mund Gretchens zu drücken.

Einen gellenden Schrei stieß Gretchen aus und ohne zu wissen, was sie that, schlug sie mit der geballten Faust dem Major heftig in das Gesicht. Dieser taumelte zurück und ließ das Mädchen frei. Doch der Schlag hatte keine Wuth erregt und er wollte sich eben auf die Bitternde stürzen, als die Thür des Ladenzimmers sich öffnete und die Arbeiterin Gretchens, ein junges blaßes Mädchen, die alte Magd Kathrine und der große Hund eintraten.

Gretchen flüchtete sich zu der großen, starkknochigen Magd, die herausfordernd die Arme in die Seite stemmte,

während der Hund Miene machte, sich auf den Major zu stürzen.

„Schütze mich, Kathrine!“ flüsterte angstvoll Gretchen.

„Er will mich küssen!“

„Schämen Sie sich nicht, Herr Major,“ kreischte die alte Magd, „schämen Sie sich nicht, ein schutzloses, ehrliches Mädchen zu überfallen! Das ist nicht wie ein feiner Mann gehandelt! Ein gewöhnlicher, ehrlicher Arbeitsmann thut so etwas nicht!“

„Schweigen Sie,“ herrschte der Major die Magd an.

„Ich habe nichts mit Ihnen zu thun!“

„Ich will aber nicht schweigen,“ rief Kathrine wieder.

„Und wenn Sie nichts mit mir zu thun haben, um so mehr ich mit Ihnen! Paken Sie sich augenblicklich aus dem Laden, Sie Mädchenjäger! Man kennt Ihre Streiche in der ganzen Stadt! Wüßte über einen Mann, dessen Haare schon anfangen grau zu werden!“

„Weiß!“ keuchte der Major außer sich und ballte die Hände. Kathrine aber trat drohend vor den Major hin und fuhr fort:

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, wenn Sie auch den Säbel an der Seite haben. Gleich machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich lasse den Hund los!“

Ihre eine knochige Hand hielt mit festem Griff das Halsband des Hundes, aus dessen breiter Brust ein dumpfes Murren ertönte.

Drohend ballte noch einmal der Major die Fäuste, dann stürzte er zum Laden hinaus.

Hestig schluchzend sank Gretchen auf einen Stuhl, die jungen blaße Arbeiterin kniete mitleidig neben ihr nieder.

„Kommen Sie, Fräulein,“ sagte Kathrine, „Sie müssen sich ausruhen von dem Schrecken! Solch ein nichtswürdiger Mensch! Und das will ein Offizier des Königs sein! Herunterreißen sollte man ihm die Uniform! Kommen Sie, Fräulein! Fräulein Anna wird im Laden bleiben.“

Auf den Arm der braven ehrlichen Magd gestützt, wandte Gretchen in ihr Schlafzimmer. Ihr war so weh um's Herz. Sie verzweifelte an der Welt, sie wollte den Kampf aufgeben. Erst als am späten Abend Eberhard zu ihr kam — denn Kathrine hatte ihn benachrichtigt, daß Gretchen nicht wohl sei — kehrte Muth und Hoffnung in ihr Herz zurück. Sie war nahe daran gewesen, dem Geliebten Alles zu gestehen, aber dann dachte sie an die Folgen, und tapfer drängte sie das Geständniß zurück, zugleich auch dem jungen blaffen Mädchen und Kathrine befehlend, über den Vorfall zu schweigen.

Seit jenem Tage hatte sie Ruhe vor den Nachstellungen des Majors. Aber im Stillen suchte der unedle Charakter des Mannes nach Rache für den ihm angethanen Schimpf. Gretchen jedoch athmete auf; sie fühlte sich von einer drückenden Last befreit und gab sich stets eifriger ihrer Thätigkeit hin. Als nun auch ihr Vater zu ihr kam und Versöhnung anbot, da glaubte sie schon den Sieg errungen zu haben. Ihr reines, gläubiges, vertrauensvolles Herz kannte noch nicht die geheimen Schleichwege des tödtlichen Schicksals.

Fünftes Capitel.

Ein Jahr war vergangen. Im Offiziercasino des Dragoner-Regiments herrschte ausgelassene Fröhlichkeit. Der Champagner schäumte in den geschliffenen Spitzgläsern; lustige Späße, lautes Gelächter erschallten. Der rothnasige Adjutant feierte seine Verlobung mit einem reichen Mädchen, der Tochter eines Großindustriellen.

So adelsitzig alle diese Herren auch waren, hielten sie es doch nicht unter ihrer Würde, sich mit dem Capital des selfmade man zu verbinden. Es war aber auch Zeit gewesen, das alte Wappen des genannten Adjutanten wieder etwas zu erhöhen, es war in Gefahr gerathen, vollständig unterzugehen in dem Meere von Schulden seines Besitzers.

Eine merkwürdige Geschichte, diese Verlobung! Der Vater der Braut war als einfacher Schlossergefelle vor mehr als 30 Jahren in die Stadt gekommen und hatte sich durch Fleiß und Energie emporzuarbeiten gewußt, so daß er jetzt Besitzer einer großen Maschinenfabrik war. Er war stolz auf seine geringe Herkunft, auf seine geringe wissenschaftliche Bildung, stolzer vielleicht als der Adjutant auf seinen hochadeligen Namen. Als Zeichen seiner Abkunft, seines Standes führte der reiche Mann stets in der Brusttasche seines Rockes für Jedermann sichtbar einen Maßstab mit sich, den er im Laufe des Gesprächs, wie andere Leute wohl einen Bleistift oder ein Messer, in die Hand zu nehmen und auf und zu klappen pflegte. Eine Schwäche besaß unser seltsame Mann aber doch! Die war, mit seinem sauer erworbenen Geld in der Gesellschaft zu glänzen, deshalb hatte er seine älteste Tochter einem tiefverschuldeten adeligen Rittersgutsbesitzer, dessen sämtliche Hypotheken er getilgt, verheirathet, deshalb hatte er jetzt seiner jüngeren Tochter keine Ruhe gelassen, bis sie den Bewerbungen des ihr höchst unsympathischen rothnasigen Adjutanten Gehör schenkte. Diese Schwäche leiteten manche Leute auf den Einfluß seiner Gattin zurück, welche ihm, wenn er Abends nach Haus kam, nicht genug vom dem Glanz und Glück der ersten Gesellschaft, der sie als arme adeliche Gouvernante entstammte, erzählen konnte. Wie dem nun aber auch gewesen, diese Schwäche bestand und ihr mußte das Glück der Tochter zum Opfer gebracht werden.

Wenn es nach dem Willen der Tochter gegangen wäre, so hätte sie einen jungen, braven, aber armen Ingenieur geheirathet, der einige Zeit in der Fabrik ihrer Vaters eine Stellung bekleidet hatte, von derselben aber plötzlich entfernt worden war, weil er gewagt hatte, seine Augen zu der Tochter seines Chefs zu erheben.

Kurz nach diesem Ereigniß hatte sich der besagte Adjutant um die Hand des reichen Mädchens beworben; die Eltern hatten ihn sehr zuvorkommend aufgenommen, aber von der Tochter bekam er einen regelrechten Korb. Die Erinnerung an den jungen Ingenieur beherrschte noch allzusehr ihr trauerndes Herz, sie konnte dem ungeliebten Manne nicht folgen. Den Vorwürfen des Vaters, dem Bitten und Jammern der Mutter setzte sie ein düstres Schweigen und ein troziges „Nein“ entgegen.

Für eine Zeitlang zog sich der ungeliebte Freier zurück; mit Mühe nur beschwichtigte er seine Gläubiger, denen er schon den Mund wässrig gemacht hatte nach der reichen Mitgift seiner Braut. Aber ein schlechter Soldat, der die Belagerung nach dem ersten abgeschlagenen Sturm aufgibt!

So dachte auch unser Freund, und hatte er zuerst kühn die Festung im Sturmschritt angegriffen, so wendete er jetzt alle List eines Strategen an: wie er zuerst der Tochter seine volle Aufmerksamkeit geschenkt, so concentrirte er jetzt seine Lebenswürdigkeit auf die Mutter, und siehe da! den sanften Ueberredungskünsten dieser mächtigen Märiten und der Zeit als wirksamsten Bundesgenossin gelang es, die Erinnerung an den Ingenieur aus dem Herzen des Mädchens in den Hintergrund zu drängen, und als der beharrliche Krieger zum zweiten Male den Sturm wagte, capitulirte die Festung.

Die Tochter des reichen Mannes hatte allerdings herzbrechend geweint, als sie ihr Jawort gegeben; sie hatte dem Offizier ehrlich und offen erklärt, daß sie noch immer einen andern Mann liebe und nie aufhören werde, diesen zu lieben, doch unser Freund hatte ihr Jawort und mit diesem die Sicherheit, seine Schulden bezahlen zu können. Ueber die sentimentale Grille seiner Verlobten, einen Mann zu lieben, der fern in den Wäldern Amerikas an einer Eisenbahn baute,

lachte er recht herzlich. Das würde sich in der Ehe schon geben!

Und hatte er nicht Recht? Vergißt der Mensch nicht nur allzuleicht im Taumel des Lebens oder in der Noth des Daseins die erste, reine Liebe des jugendlichen Herzens? Im Geräusch der Feste, in der harten Arbeit des Lebens denkt er nur zu selten an die edlen Gefühle seiner Jugend. Zuweilen nur in einsamer Stille stiehlt sich eine heiße Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendglück wieder in seine Seele; die Thräne will sich in das Auge drängen, das Herz möchte sich frampfhast zusammen ziehen — aber der Lärm des Lebens, die harte Arbeit, sie betäuben dies Gefühl, sie machen uns unempfindlich gegen solche kindische Anwandlungen.

Der rothnasige Adjutant war jedenfalls tief untergetaucht in den Velestrom, denn in seiner kalten Seele war jedes Erinnern an jene reine, glückliche Zeit erloschen und sein Herz gleich der todtten Schlode, der jeder Funke entflohen. Deshalb hatte er auch durchaus keine Anwandlung von Eifersucht gegen diesen Ingenieur, mochte derselbe immerhin als Ideal in dem Herzen seiner Braut leben, er als Gatte wollte schon dafür sorgen, daß diese Gestalt mehr und mehr verblaßte; aber ob es in seiner Macht stünde, diese Stelle im Herzen seiner Gemahlin durch sein eigenes Bild auszufüllen, für das verlorene Glück der Erinnerung ein Glück der Gegenwart zu setzen, darum kümmerte er sich nicht. Seine Pläne waren darauf gerichtet, wie er sich und somit auch seiner Gattin eine nach Außen möglichst glänzende Existenz bereiten konnte; den Anfang hatte er gemacht, indem er die Kameraden mit dem theuersten Champagner bewirthete.

Im Grunde genommen ward man durch die Verlobung überrascht, um so mehr, als den Abend vor den Veröffentlichung derselben der glückliche Bräutigam bis vier Uhr Nachts in lustiger Gesellschaft mit einigen Kameraden und Tänzerinnen vom Theater verbracht hatte. Doch fand man diese Auffassung des Ereignisses echt weltmännisch und bewunderte den Adjutanten nur um so mehr.

Deshalb herrschte auch bei dem Champagner fast endloser Jubel und der Bräutigam ward gefeiert, als habe er eine Schlacht gewonnen. Schmunzelnd meinten die älteren Kameraden: „Der Adjutant ist ein Teufelskerl! Der wird es noch einmal weit bringen in der Welt.“ Die jüngeren Offiziere sahen bewundernd an dem Helben des Tages empor und gelobten sich im Stillen, ihm in allen Stücken nachzuahmen.

Im großen Speisesaal des Casinos war es still geworden. Der größte Theil der Gesellschaft hatte sich in einen kleineren Nebenraum zurückgezogen, in dem der Major mit dem berühmten Namen eine kleine Bank gelegt hatte.

Mit dem Antlitz eines würdigen Gelehrten, welcher seinen Schülern die verwickelten Hieroglyphen einer alten Handschrift erläutert, schaute der Major auf die vor ihm liegenden Karten, mit eintöniger Stimme nannte er die gewinnende und verlierende Karte und strich ruhig und sicher den Gewinn ein, in eben derselben Weise den Verlust auszahlend. In den Zwischenpausen der Taitlen schlürfte er ab und zu ein Glas Champagner oder gab den jüngsten Herren Erklärungen und Anläuterungen über die Geheimnisse des Spiels, während er die Karten zu einer neuen Taitle mischte.

Man sah es wohl, der würdige Major war ein alter, routinirter Spieler. Man darf ihm diese Leidenschaft nicht als Fehler anrechnen, sein berühmter Ahn besaß dieselben ebenfalls im höchsten Grade, so daß also die Passion in dem Blute des Geschlechtes zu liegen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Stolze und die deutsche Stenographie.

(Mit Portrait.)

Die große Bedeutung, welche die Stenographie für das praktische Leben der Zeitgenossen gewonnen hat, kann von Niemand mehr bestritten werden; es ist im Gegentheil jedem jungen Manne, welcher in irgend einer Laufbahn mit der Feder zu thun hat, anzurathen, sich mit einem der neueren stenographischen Systeme vertraut zu machen.

Gabelberger gilt als Vater der deutschen Stenographie, aber schon ehe dieser mit seinem System in die Öffentlichkeit trat, hatte sich auch Stolze mit der Kurzschrift beschäftigt und bald trat auch er mit einem eigenen System hervor, welches wesentliche Reformen aufzuweisen hatte. Wir wollen daher hierunter genauer auf Stolzes Leben und Wirken eingehen.

Heinrich August Wilhelm Stolze, geboren 20. Mai 1798 in Berlin, besuchte daselbst das Joachimsthalsche Gymnasium und widmete sich dem Studium der Theologie. Da ihm jedoch der Tod seines Vaters die Pflicht auferlegte, für sich und seine Mutter zu sorgen, so verzichtete er auf die gewählte Laufbahn und entschloß sich, eine ihm angetragene Stelle bei der Berliner Feuerversicherungsanstalt anzunehmen (1817). Neben dieser Berufstätigkeit setzte er die Ertheilung von Privatunterricht sowie seine wissenschaftlichen und Sprachstudien fort. Bei einer so vielseitigen Thätigkeit empfand er das Bedürfnis nach Benutzung einer kürzeren als der gewöhnlichen (Current-) Schrift. Im Jahre 1820 erlernte er die Stenographie nach dem Mosengeil'schen Lehrbuch und verfolgte von da an aufmerksam alle neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete; doch befriedigte ihn keine derselben. Erst in der 1834 erschienenen „Anleitung zur deutschen Redezichenschrift“ von Gabelberger erkannte er einen maßgebenden Fortschritt. Mein das, was Stolze suchte, war noch etwas wesentlich Anderes. Der Münchener Gabelberger, hauptsächlich angeregt durch das in Bayern 1818 entstandene versaffungsmäßige Staatsleben, hatte eine parlamentarische Stenographie schaffen wollen; ein Gedanke, der dem Berliner Stolze unter den politischen Verhältnissen Preußens während der dreißiger Jahre fern liegen mußte. Stolze faßte die Stenographie auf als eine Fehermann zugängliche Gebrauchss- und Verkehrschrift zur Erleichterung des Schreibgeschäftes; er betrachtete sie als einen Fortschritt in der Entwicklung der Schrift überhaupt, auf den die zunehmende geistige Production der Menschheit und das Anwachsen des mechanischen Schreibwerks hindränge. Ueberall, sagte er sich, wo ein kürzeres Verfahren zu gleichen Ergebnissen führt, kann man bestimmt darauf rechnen, daß es über das längere den Sieg davon trägt. Stolze verlangte daher von der Kurzschrift, daß sie nicht nur fünf- bis sechsmal schneller arbeite als die gewöhnliche Schrift, sondern auch an Zuverlässigkeit und Lesbarkeit nicht zurückbleibe. Diese Verschärfung der Anforderungen an eine allgemeine Verkehrs-Stenographie, gegenüber einer bloßen Nachschreibschrift, ist Stolzes besonderes Verdienst. Er ging zur Erreichung solchen Zieles von dem Grundsatz aus, daß der Buchstabe den Laut, den fehlenden Buchstaben aber die Regel vertreten müsse.

Mit anderen Worten: der gesprochene Laut muß auch in der Schrift dargestellt werden, und wo dies nicht möglich ist, muß das Fehlende nach unzweideutigen Regeln ergänzt werden können.

Die seit dem Jahre 1820 von Stolze angestellten Versuche, ein stenographisches System zu entwerfen, blieben indessen lange Zeit ohne Erfolg. Erst durch die Vertiefung in die Sprachwerke von Jacob Grimm, von Karl Ferdinand Beder und Wilhelm von Humboldt gewann er für sein Unternehmen feste wissenschaftliche Grundlagen. Im Jahre 1835 gab er sein Amt auf und widmete sich, als er den richtigen Weg gefunden zu haben glaubte, von 1838 bis 1840 ausschließlich der Ausbildung seiner Erfindung.

Im Frühjahr 1841 konnte er sein „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht“ der Öffentlichkeit übergeben; gleichzeitig trat er als Lehrer der Stenographie auf. Seine beiden ersten Schüler, Krehler und Jaquet,

wurden zugleich seine thätigsten Jünger; sie gründeten am 24. Juni 1844 den „Stenographischen Verein“ zu Berlin, den ersten seiner Art auf dem Continent.

Auf Anregung dieses Vereins bearbeitete Stolze eine Kurzfassung „Anleitung zur deutschen Stenographie“ (erste Auflage 1845; 42. Auflage 1883). Die erste stenographische Zeitschrift des Continents, das „Archiv für Stenographie“ (seit 1849), ging gleichfalls aus dem Schooß des Vereins hervor.

Das System Stolze erhielt durch die politischen Ereignisse in Preußen bald Gelegenheit, seine Brauchbarkeit auch für parlamentarische Zwecke zu bewähren. Stolze selbst wurde 1852, unter Anerkennung seiner Verdienste um die Stenographie, zum Vorsteher des stenographischen Bureaus des preussischen Abgeordnetenhauses ernannt; mit diesem Amte war die Verpflichtung verbunden, nicht allein die

Leistungen der Stenographen zu überwachen, sondern auch jederzeit für Ausbildung neuer stenographischer Kräfte zu sorgen.

Auch heute finden demgemäß im stenographischen Bureau des Abgeordnetenhauses alljährlich während der sessionsfreien Zeit unentgeltlich öffentliche stenographische Unterrichtscurse statt. Die Leitung des stenographischen Bureaus des Herrenhauses wurde einem der Schüler Stolzes, Professor Dr. Michaelis, übertragen, der seit 1851 als Director der Stenographie an der Berliner Universität wirkte.

Stolze starb in Berlin am 8. Januar 1867, tief betrauert von seinen zahlreichen Anhängern, welche ihn auf seiner Grabstätte (Domkirchhof, Liesenstraße) ein schönes Grabmal mit einer stenographischen Inschrift errichteten.

Nach Stolzes Tode wirkte die von ihm eingesetzte Prüfungscommission, in welcher neben Professor Michaelis auch der Sohn des Erfinders, Dr. Franz Stolze, thätig war, in gleichem Sinne weiter; insbesondere gab man im Jahre 1872 dem System eine wesentlich einfachere Gestalt (25. Auflage der „Anleitung“) sowohl durch Streichen mancher entbehrlichen Abkürzungen als durch folgereichere Ausbildung der leitenden Grundsätze.

Die Stolze'sche Stenographie hat fast in ganz Deutschland und weit

über dessen Grenzen hinaus Anhänger gefunden; zu besonderer Geltung ist sie in Preußen und in der Schweiz gelangt. Von dem gebräuchlichsten Lehrbuch, der „Anleitung zur deutschen Stenographie“, sind während der 12 Jahre von 1872 bis 1883 über 90 000 Exemplare abgesetzt worden. Durch den 1875 gegründeten Verband Stolze'scher Stenographenvereine ist eine einheitliche Organisation der in verschiedenen Landestheilen bestehenden stenographischen Vereine angestrebt und zugleich eine Gewähr für die Aufrechterhaltung der Schriftreinheit und für eine gezielte Fortbildung des Systems genommen. Die Stolze'sche Schule wird gegenwärtig durch etwa 15 Zeitschriften vertreten. Das System ist von Waternagel auf die lateinische, von Professor Michaelis auf die französische, englische, italienische, spanische, von Paulsen und Wexler auf die russische, von Zempowski auf die ungarische, von Reinbold und van Straaten auf die holländische Sprache übertragen worden.

Indes ist, trotz der hohen praktischen Bedeutung der Stolze'schen Stenographie, nicht zu verkennen, daß dieselbe noch verbesserungsfähig ist und daß es, ganz abgesehen von der Gabelberger'schen Stenographie, die noch sehr zahlreiche Anhänger zählt, daneben Systeme giebt, welche ihr mindestens gleich stehen, ja ihr, wie das System von Leopold Arends, vielleicht den Rang ablaufen.

Wir gedenken hier keineswegs die verschiedenen Systeme in ihrem Werthe und in ihrer Brauchbarkeit gegen einander abzuwägen, werden aber später auf das System Arends, das auch wissenschaftlich behandelt ist und dessen Leitfaden einer rationellen, ebenso leicht erlernbaren als auszuführenden Stenographie oder Kurzschrift seit 1860, trotz des schweren Kampfes mit den bereits eingeführten, herrschenden Systemen schon 13—14 Auflagen erlebt hat, näher eingehen.

Das Portrait und das sonst Wesentliche dieses Artikels verdanken wir dem in diesen Blättern schon wiederholt empfehlend erwähnten



Wilhelm Stolze.

Otto Spamer'schen Werke: „Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Achte Auflage. Zweiter Band,“ in welchem besonders die mit einem reichen Schatz von Illustrationen unterstützten Bearbeitungen über die Entwicklung der Baukunst, der Schreibkunst, Schrift und Bilderschrift, über die Erfindung und Technik der

Buchdruckerkunst, die Geschichte des Bücherwesens von der ältesten bis neuesten Zeit, über Kunst- und Buchdruck, die graphischen Künste und dergleichen sehr ausführlich und ganz vorzüglich beschreibend gehalten sind, so daß diesem Werke in der gesammten deutschen Literatur kein Ähnliches an die Seite gestellt werden kann.

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Zeitroman von **Wladimir Fürst Meshcherysky.**

Neuerdruck.

(Fortsetzung.)

Der Aufforderung des Fürsten Swätosaroff nachkommend trat Elisabeth ein.

„Was befehlen Sie?“ fragte Fürst Sergei in etwas scharfem Tone.

„Ei, ich will ein wenig mit Ihnen sein! Weshalb waren Sie verschwunden? Sie sind wieder böse auf mich, nicht wahr? Was ist dieser Gri-Gri für ein geistreicher Mensch; Alle kennt er, Alles hat er gesehen! — Hören Sie, was ich Ihnen sagen wollte, Fürst: ich speise morgen bei Ihnen, die Fürstin Mama hat uns eben eingeladen.“

„Wen uns?“ fragte Sergei.

„Uns Gagarins und den Fürsten Gri-Gri.“

„Und wohl auch die Gräfin Trubekoi?“ bemerkte Sergei spöttisch.

„Nein; aber gefällt Ihnen denn Gri-Gri nicht?“

„Taugenichts, wie er, gefallen mir in keiner Beziehung,“ erklärte Sergei in schneidendem Tone.

„Ach, Sergei, Sie sind verstimmt und ich möchte so gern, daß Sie bei guter Stimmung seien. Ich muß mich mit Ihnen berathen.“

„Worüber?“

„Ich fürchte mich vor den heutigen Tableaux, ich weiß selbst nicht warum. Mama scheint die Sache auch nicht ganz recht.“

„Und mir erst recht nicht!“ rief ihr Bräutigam lebhaft.

„Das habe ich längst errathen,“ versetzte Elisabeth lachend,

„und dennoch ist es nicht möglich, abzulehnen.“

„Warum nicht möglich? Wenn ich zum Beispiel Sie bitten würde, nicht hinzufahren, dann würden Sie es doch nicht thun!“

„Ja, ich weiß nicht, — es ist doch eine Einladung an den Hof und zwar zum ersten Male, da kann man doch nicht Nein sagen, — das ist unmöglich! Ich denke so. Heute werden wir hinfahren, ich werde in der Probe Alles thun, was man von mir verlangt und damit basta. Später werden wir nicht wieder hinfahren; wir werden sagen, Mama sei krank und damit ist die Sache aus. So ist es doch besser, nicht wahr?“

„Wir können Sie also eine Einladung an den Hof nicht opfern? Das ist sehr schmeichehaft für mich!“

Sieer mischte sich Swätosaroff ein.

„Sagen Sie ihm: Ich kann wohl, aber es ist kein Grund dazu vorhanden. Uebrigens Scherz bei Seite, Ihr Plan ist gut, aber . . .“

„Nun?“

„Aber unausführbar. Die Versuchung ist zu groß, Sie werden nicht widerstehen.“

„Ich? O, Sie werden sehen, wie ich widerstehen werde! Nun Sergei, entscheiden Sie!“

„Was soll ich entscheiden, ich habe meinen Wunsch deutlich genug ausgesprochen.“

„Sie wollen also, daß ich gar nicht hinfahre?“

„Lissa, mein Herz, thun Sie mir den Gefallen, quälen Sie mich nicht mit diesen unnützen Gesprächen. Für mich existiren weder der Hof, noch irgend welche gesellschaftlichen Rücksichten; für mich existiren nur Sie und das Leben, das ich mit Ihnen theilen will. Verstehen Sie mich? Wenn

Sie mich verstehen und mich lieben, müssen Sie mit mir anders sprechen als mit einem Gri-Gri. Haben Sie Lust, bei den Tableaux mitzuwirken, so fahren Sie hin. Vergessen Sie mich, aber rechtfertigen Sie sich niemals mir gegenüber mit solchen Phrasen, wie Sie sie jetzt eben gebraucht haben. Diese Phrasen schneeden nach den Athernheiten der Welt und wenn Sie die in meiner Familie lernen, gratulire ich Ihnen. Ich glaube aber, in meiner Familie können Sie etwas Besseres und Klügeres lernen, als diese Salon-Albernheiten . . . Und jetzt verzeihen Sie mir, daß ich außer mir gerathen bin,“ und er nahm Elisabeths Hand und führte sie an seine Lippen.

„Gut, ich werde nicht fahren,“ erwiderte sie.

„Nein, Sie werden wohl fahren! Opfer will ich von Ihnen nicht haben, aus Mitleid mit mir sollen Sie nichts thun und lassen.“ Plötzlich befaß er sich, er faßte ihre Hand: „Lissa Sie sind doch ein ehrliches, aufrichtiges Mädchen . . .“

„Gewiß.“

„So sagen Sie mir, haben Sie aus Mitleid mit mir, oder Ihrem eigenen Wunsche folgend beschlossen, heute nicht zu den Tableaux zu fahren?“

„Aus Mitleid — nein! — Aber weil ich wünschte Ihnen ein Vergnügen zu machen, — ja! Sie haben dieses Opfer von mir verlangt und ich bringe es Ihnen mit Vergnügen.“

Diese Worte schnitten ihm wie ein Messer in's Herz. Der Arme, er hatte auf eine andere Antwort gehofft . . .

„Sie haben also Lust hinzufahren?“ fragte er mit einem Gefühle, als gäbe er sich selbst den Todesstoß.

„Lust habe ich wohl.“

Sergei erhob sich rasch und nahm einen heiteren Ton an.

„Gut, dann fahren Sie mit Gott!“

„Nein, ich werde nicht fahren, ich habe furchtbare Kopfschmerzen,“ erwiderte nun Elisabeth, auch aufstehend, indem sie sich mit der Hand über die Stirn strich und den Kopf leicht zurückwarf. Ihre Wangen waren stark geröthet, ihre Augen brannten.

„Wie ist sie entzündend schön!“ dachte Sergei.

„Trennen Sie sich in Frieden?“ fragte Fürst Swätosaroff

„Ich hoffe es,“ antwortete Elisabeth, näherte sich ihrem Bräutigam, zog seinen Kopf zu sich herab, küßte ihn auf die Stirn und verließ das Cabinet.

Sergei folgte ihr. Beide betraten den Salon. „Lissa, meine Liebe, ich warte auf Sie!“ rief die Fürstin Wittichische, sich mit einer majestätischen Bewegung erhebend.

„Man erwartet Sie!“ quickte auch die Fürstin Swätosaroff.

„Errathen Sie, wozu? Eine Ueberraschung . . .“

Alle schwiegen und hielten den Athem an, als sollte eine heilige Handlung beginnen.

Die Fürstin that Elisabeth einige majestätische Schritte entgegen, öffnete ein Etui, das sie in der Hand hielt und reichte es ihr.

„Das ist zu dem heutigen Bilde der Minerva,“ sagte sie in pathetischem Tone.

Unwillkürlich entschlüpfte Elisabeth ein „Ah!“ der Bewunderung.

Kein Wunder! Das Etui enthielt ein prachtvolles Diadem von Brillanten.

„Ach, wenn doch Lisa diese Brillanten zurückgeben und sagen wolle, sie werde nicht fahren!“ dachte Sergei; „aber nein, das wird sie sich nicht entschließen und diese teuflischen Brillanten werden sie verblenden.“

„Ist das ein Geschenk!“ applaudirte die Fürstin Swätoslaw. „Wirklich wundervoll!“

„C'est magnifique!“ secundirte Gri-Gri und setzte, nachdem er das Diadem schon betrachtet und „magnifique“ gesagt hatte, die Lorgette auf.

„Ist es hübsch?“ fragte Elisabeth, sich Sergei nähernd, und setzte das Diadem auf.

„Om, o ja,“ antwortete der Bräutigam gleichgiltig.

„Und ich werde doch nicht hinfahren,“ flüsterte ihm Elisabeth ins Ohr.

Dieses Mal klang ihre Stimme sehr zärtlich. „Vielleicht hat sie das auch theils aus freien Stücken gesagt und nicht aus Mitleid mit mir,“ dachte er. „Wir wollen sehen!“

XXXVII. Die lebenden Bilder.

Die Soirée bei der Großfürstin Elisabeth war eine kleine, aber außerordentliche. Die lebenden Bilder hatten schon seit einem Monate alle Salons beschäftigt und Jedes erdichtete selbstverständlich die phantastischsten Beschreibungen der zu erwartenden Herrlichkeiten.

Die Hauptrolle unzähliger Damen, namentlich der Mütter und der Löwinen, war die Frage:

„Werde ich eingeladen werden?“

In Erwartung einer günstigen Antwort auf diese hochwichtige Frage benutzten die Mütter jeden freien Augenblick, um im Vereine mit den Vätern und Töchtern zu berathen, welche Costüme erforderlich seien und wie hoch sich die Kosten belaufen würden. Fast bei Allen war dieser Kostenanschlag ein sehr hoher, und je höher er war, um so feuriger entbrannte in den Herzen der Wunsch, eingeladen zu werden. Es verbreitete sich auch das Gerücht, auf die Tableaux werde ein Costümball folgen; Einige meinten: in der Tracht des Rococo, Andere sagten: in altrussischer Nationaltracht. Jedenfalls versprachen die Väter den Müttern die dazu nöthigen Summen, dabei rechneten die Einen auf Bittschriften um höhere Anstellungen, die Andern auf eine mehr oder weniger günstige Anleihe, die Dritten auf Verpfändung eines kleinen Guts bei der Creditgesellschaft.

Je näher die Zeit der Ausführung dieser Tableaux kam, desto größer wurde die Aufregung.

Aber o weh! als der ersehnte Augenblick näher gekommen war, hatten Viele das Schicksal unaussprechlich bitterer Enttäuschung. An dem Hofe der Großfürstin war beschloffen worden, nicht über hundert Personen einzuladen. Indeß hatte doch trotz aller Folterqualen Jede noch einige Hoffnung. Alle machten, wie besessen, Bistten bei der Gräfin Kimarowski und dann bei der Gräfin Trubekoi, die der Großfürstin sehr nahe standen.

An diesem Abende sollte die erste Probe ohne Costüm stattfinden, die Rollen sollten vertheilt werden, dann sollten noch zwei Proben folgen. Das Programm der großen Vorstellung lautete: erstens — Tableaux; zweitens — Liebhabertheater; drittens — bal masqué mit zwölf Masken.

Die Gesellschaft sollte sich um neun Uhr versammeln. Zehn Minuten vor neun fuhr eine Kutsche nach der andern vor das Haus der Großfürstin. Um neun Uhr war der größte Theil der Gäste in dem sogenannten blauen Salon versammelt. Es waren deren ungefähr fünfzig. Alle zeigten lächelnde, sonnenhelle Gesichter, deren Ausdruck verrieth, daß sie in dem Genuße des Gedankens schwelgten: „Wir sind die Auserwählten und wie Viele giebt es, die nicht auserwählt sind.“

Alle Damen, besonders die Mütter, hängten sich an die Gräfinnen Kimarowski und Trubekoi. Die jungen Damen dagegen drängten sich um die beiden Festordner, den Kammerherrn Baron Werdo und den General à la suite Kubanof. Diese musterten, mit einer Liste in der Hand und der Miene der Wichtigkeit, die Gäste und machten von Zeit zu Zeit Anmerkungen mit einer Bleifeder.

Die Gesellschaft unterhielt sich sehr lebhaft, plötzlich aber wurde aller Unterhaltung wie durch Zauber ein Ende gemacht, denn die mittlere Thür öffnete sich; Jemand sagte „Et!“ alle Gesichter nahmen einen andächtigen Ausdruck an, die Füße und Körper der Herren bereiteten sich zu einer Verbeugung, Alles schwieg und die Großfürstin trat ein. Allgemeine Verbeugung und das uns schon bekannte selige Lächeln.

Die Großfürstin grüßte freundlich und ging dann von einer Dame zur andern, mit jeder einige Worte sprechend. Darauf schien sie Jemanden mit den Augen zu suchen; alle Anwesenden nahmen die Miene an, als suchten sie ebenfalls. Die Großfürstin rief die Gräfin Kimarowski zu sich und sagte ihr etwas.

Die Gräfin rief ihrerseits die Gräfin Trubekoi zu sich, welche sich mit dem Fürsten Gri-Gri unterhielt, um zu zeigen, sie sei hier so zu Hause, daß sie den Eintritt der Großfürstin gar nicht beachte.

„Es ist nicht möglich, sie müssen hier sein,“ sagte sie, setzte ihre Lorgette auf und begab sich in das dichte Gedränge der Gäste. „Ah, da sind sie! Bitte, kommen Sie hierher, meine Lieben!“ redete sie Frau Anna Gagarin an; „warum verstecken Sie sich so?“

Die Gagarins waren einen Augenblick vor dem Eintritt der Großfürstin gekommen. Alle sahen sich um. Die Gräfin Trubekoi führte sie zu der Großfürstin und stellte sie dieser vor.

„Wieder werden diese da vorgeschoben!“ grollte eine der Mütter und ihre Unterlippe schob sich weit vor in neidischem Mergel.

„Ein wahres Wunder, diese Gagarins!“ zischte eine junge Löwin. „Nächstens wird man diese Backfische auf Händen tragen.“

Aber wie kam Elisabeth dahin, nachdem sie doch beschloffen und versprochen hatte, nicht zur Großfürstin zu fahren?

Sehr einfach: sie hatte bis zu ihrer Rückkehr nach Hause keinem Menschen außer Sergei etwas von ihrem veränderten Plane mitgetheilt. Zu Hause angekommen, klagte sie über heftige Kopfschmerzen und erklärte ihrer Mutter, sie werde die Probe nicht mitmachen. Anfangs freute sich Frau Gagarin über diesen Entschluß, aber bei näherer Ueberlegung konnte sie ihn nicht billigen. Olga rief, ganz roth werdend: „Wie Du willst, aber ohne Dich fahre ich nicht!“

„Warum nicht? Das ist doch ein Unsinn!“ entgegnete Elisabeth.

„Ich fahre auf keinen Fall! Das wäre was Schönes, Deinetwegen sind wir eingeladen und plötzlich kommen wir ohne Dich! Auf keinen Fall!“ protestirte Olga sehr energisch.

„So fahre doch, Lisa; was sind das für Dummheiten,“ ließ sich der unterdessen eingetretene Wolodä vernehmen.

„Ich kann nicht! Ich habe Sergei versprochen nicht zu fahren und werde nicht fahren!“ erklärte Elisabeth fest. „Quält mich nicht! Ich werde zu Marie hinfahren und den Abend mit Sergei zubringen, als seien wir in Sima-kowo.“

Ihre Stimme hatte einen so aufrichtigen Klang, als sei sie mit ganzer Seele bei dem, was sie sagte. Sie ging in ihr Zimmer. Ihre Mutter folgte ihr dahin.

„Höre, Lisa,“ sagte sie, „ich muß Dir etwas sagen. Wir hätten heute Morgen die Einladung nicht annehmen sollen, das wäre vortreflich gewesen, aber jetzt läßt sich nichts

bagegen thun. Bedenke nur selbst, was wird es nützen, wenn Du heute wegbleibst? Morgen mußt Du doch hin."

Diese einfache und unerwartete Auffassung der Sache machte Elisabeth stutzen. „Das ist wahr," sagte sie. „Ach Gott, wie ist dieses beständige Schwanken langweilig! Bitte Mama, lassen Sie mich einen Augenblick allein, geben Sie mir etwas Zeit, mich zu bedenken."

Frau Anna verließ das Zimmer, von ihrer Tochter bis zur Thür geleitet, Letztere blieb allein. Vor ihr war ihr Tarlatan-Ballkleid in vollem Glanze ausgebreitet. Auf dem Toilettentisch lagen das Diadem und die Blumen. Auf einem Stuhle glänzten die Schuhe von weißem Atlas. Sie ließ ihre Blicke von einem dieser Gegenstände zum andern schweifen. Durch eine sehr natürliche Gedankencombination sah sie sich in ihrer Phantasie auf der heutigen Soirée, von Vielen umgeben, die Augen Aller auf sich gerichtet. „Gri-Gri, Königin werden da sein, ich werde also Bekannte finden und habe nichts zu fürchten. Errege ich Beifall, so ist dieser Erfolg hundertmal wichtiger als der gestrige, das ist gewiß; und wird denn dieser Erfolg Sergei nicht angenehm sein? Eigentlich begreife ich nicht, was er von mir will! Soll ich der Welt ganz entsagen, wie Marie, und kann ich das? Ich weiß, welche Schwermuth mich zuweilen in Simakowo überfiel; es war als dürstete ich nach Geselligkeit... Sonderbar, jetzt fühle ich ganz dieselbe Schwermuth, die ich damals hatte... Ich habe mich entschlossen nicht zu fahren, habe es Sergei versprochen, von dieser Soirée wegzubleiben, habe eben so entschieden gesagt, daß ich nicht fahren werde, und dennoch habe ich Lust zu fahren. Was Mama sagt ist wahr, bleibe ich heute fort, muß ich doch morgen hin... Aber warum, ich kann ja auch morgen fortbleiben, die Auforderung ganz ablehnen... Das ist es, was Sergei will. Ja, aber dann darf ich überhaupt keine Gesellschaften mehr besuchen und das ist nicht möglich! Bei der Fürstin wird ja in der nächsten Woche ein Ball sein, da muß ich hin, also kann ich doch jetzt die Einladung zu den Bildern nicht ablehnen, das ist ja dieselbe Gesellschaft. Und Olga hat solche Lust hinzufahren, warum soll ich sie betrüben?"

Bei dieser letzten Idee blieb Elisabeth stehen und kammerte sich an sie mit aller Kraft.

„Ja, es ist nothwendig, zu fahren. Olga wird sich besser amüsiren, wenn ich auch da bin!"

Nach, als fürchte sie, dieser Gedanke werde ihr wieder entschwinden, ging sie an ihren Schreibtisch, ergriff eine Feder und schrieb, wie folgt:

„Mein lieber Sergei!

Leider kann ich meine guten Absichten nicht verwirklichen, trotz meines festen Entschlusses. Olga will ohne mich nicht fahren, und Alle können wir nicht fortbleiben ohne Anstoß zu erregen. Olga hat zu große Lust und ich kann es nicht über's Herz bringen, sie um meinetwillen dieses Vergnügens zu berauben. Deshalb fahre ich. Ich hoffe, Sie werden mir nicht zürnen. Ich verhehle nicht, daß ich es sehr amüsant finde in Gesellschaft zu sein, aber was folgt daraus? Könnten Sie fürchten, ich werde die rauschende Gesellschaft mehr lieben als Sie? Auf Wiedersehen morgen.

Ihre Lisa."

So war es gekommen, daß sie auf der Soirée der Großfürstin erschien.

„Hat Ihr Bräutigam sich sehr viel Mühe gegeben, Sie zu bereden, nicht herzukommen, mein schönes Fräulein?" fragte die Gräfin Trubekoi.

„Nein, nicht besonders," antwortete sie.

„Ich sehe es Ihren Augen an, daß er es wohl gethan hat," entgegnete die Gräfin; „aber desto besser, der Bräutigam sorgt für sein Interesse, die Braut für das ihrige, das geht immer so."

In diesem Augenblick wurde Elisabeth von Herren umringt; allen voran waren Fürst Gri-Gri und Graf Panza. Sie konnte kaum dazu kommen, alle anzuhören und allen zu antworten.

Zehn Minuten später machten sich die Festordner an ihre Arbeit. Die Herren wurden von den Damen getrennt, die Festordner erschienen mit ihren Listen und riefen die Namen ab, dann schritt man zu der Feststellung des Programms der lebenden Bilder und zu der Vertheilung der Rollen.

„Tableau de Greuze," sagte Baron Berdo. „Drei Damen haben sich dazu gemeldet."

„Und hier meldet sich die vierte," sagte die Gräfin Trubekoi, „Fräulein Elisabeth Gagarin."

Der Baron schrieb den Namen an. Die drei schon Angeschriebenen, zwei Löwinnen und ein junges Mädchen, warfen Elisabeth einen verächtlichen Blick zu, als wollten sie sagen:

„Was drängst Du Dich hier ein, Du aus der Provinz?"

„Die Tugend und das Laster, Bild mit zwei Figuren; beide Rollen unbesetzt."

„Das Laster werde ich sein," rief die Gräfin Trubekoi, „und die Tugend können Sie vorstellen, wollen Sie?" fügte sie hinzu, sich an Elisabeth wendend.

„Wenn Sie es wünschen," erwiderte die Gefragte.

„All right! Weiter!"

So wurden alle Bilder durchgenommen. In einem sollte Elisabeth mit Gri-Gri zusammen stehen.

Olga fielen zwei Rollen zu.

Als man mit den Bildern fertig war, wurden die Rollen in dem Theatersstück vertheilt und dann die Mascherabe besprochen. Nach langen Debatten wurde festgesetzt, in alt-russischem Costüm zu erscheinen.

„Quel horreur!" murmelte eine Dame, „russische Costüme! Ich hasse diesen häuerischen Patriotismus!"

„Ja," erwiderte eine Andere, sich heftig fächelnd, „ich glaube le siècle de Louis XIV. wäre viel besser."

„Natürlich wäre das besser; denken Sie doch, ich habe ja das Rococo-Costüm für meine Tochter schon bestellt — was werde ich jetzt mit ihm anfangen? Das wäre etwas für solche Gagarins."

Elisabeth stand nahe hinter dieser Dame und hörte ihre Worte ganz deutlich. Wer hätte gedacht, daß sie verhängnisvoll für sie sein würden? Das Blut schoß ihr in den Kopf. Sie fühlte sich tief beleidigt, ihre Nasenflügel blähten sich auf und ihre ganze Seele dürstete darnach, dieser Frau zu beweisen, daß sie nicht „solch eine Gagarin" sei. Von diesem Momente an beschäftigte sie nichts als dieser Gedanke. Gri-Gri stand neben ihr.

„Wollen Sie, Fürst? Sie werden ein Bojar sein und ich eine Bojarin!" sagte sie und blickte seitwärts nach der Dame, die sie beleidigt hatte.

„Wie sollte ich nicht wollen!" erwiderte ihr Gri-Gri.

„Nicht wahr, so wird es viel hübscher sein, als wenn man das altfranzösische Costüm gewählt hätte? Mir scheint der Wunsch, sich wie französische Puppen anzusehen, sehr dumm," sagte sie absichtlich recht laut, wieder mit einem Seitenblick nach der betreffenden Dame. Diese hörte ihre Worte und entfernte sich schmaugend. Die Festordner näherten sich und baten Elisabeth, sich in den Saal zu begeben, in dem die Bühne aufgestellt war.

Man machte den ersten Versuch, die lebenden Bilder zu stellen. Das erste waren die Portraits von Greuze. In einer mit dunklem Tuch beschlagenen Wand waren ovale Oeffnungen angebracht, von goldenen Rahmen eingefast. Die Beleuchtung kam von der inneren Seite der Wand. Die Personen, welche die Bilder darstellten sollten, mußten vor die Oeffnungen treten. Auf den Wunsch der Wirthin waren alle Gäste in den dunklen Saal gebeten worden, um diese Probe anzusehen.

Der Vorhang hob sich auf ein gegebenes Signal und vier Köpfe von Kreuze erschienen in feenhafter Beleuchtung auf der dunklen Wand.

Ein schelmisches und doch sanftes Lächeln spielte um den Mund der jungen Braut. Sie war bezaubernd schön.

Unter den Zuschauern wurden Ausrufe des Entzückens laut.

„Elle est superbe!“ sagte die Großfürstin.

Graf Lanza eilte, sein Alter vergessend, auf die Bühne und ließ sich vor Elisabeth auf ein Knie nieder.

„Ehre der unvergleichlichen Schönheit!“ rief er.

Auf ein von der Großfürstin gegebenes Zeichen wurde laut applaudirt.

Arme Lisa! Wie viel Haß erweckte sie in diesem Augenblicke in den Seelen der drei Damen, die sich in den andern Rahmen gezeigt hatten! — (Fortsetzung folgt.)

♫ A. I. D. B. I. D. ♫

Es wandert in blauen Höhen
Lichtweißer Wolken Bug
Und über den stillen Seen
Segelt des Reihers Flug.

Tiefgrün sind Wald und Weide,
Voll Lerchen hängt die Luft
Und über der braunen Haide
Klimmert der Sonnenduft.

Die lehten Falter fliegen
Träumend von Strand zu Strand
Und Silberfäden wiegen
Sich schaukelnd im Windeshauch.

Mich faßt ein banges Ahnen,
Daß Lenz und Lust vorbei,
Es klingt wie ein dumpfes Mahnen
Des Wandervogels Schrei.

Verwelkte Blätter schweben
Und rufen mit zurück
Das eigene Jugenleben,
Das eigene stille Glück.

Den Heimwehkranken zieht es,
Dem Wandervogel gleich,
In ein zu früh verblühtes,
Stilles, sonniges Reich.

Heinrich Sellentin.



General Vogel von Falkenstein.

Am 6. April d. J., dem zweiten Osterfeiertage, starb in Schloß Dolzig, bei Sommerfeld, Kreis Sorau, 88 1/4 Jahre alt der General der Infanterie Ernst Friedrich Eduard Vogel von Falkenstein, ein Schlachter, geboren am 5. Januar 1797 in Breslau. Sein Vater, Hannibal Vogel von Falkenstein, war Capitän und Ritter des Ordens pour le mérite, seine Mutter, Helene Charlotte, geborene Gräfin, aus Breslau. Nach dem Friedensschlusse 1807 siedelte die Familie nach Geseß über, welche Festung der Vater tapfer mit gegen die französischen Bayern hatte verteidigen helfen, doch starb der Capitän noch in demselben Jahre am Nervenfieber.

General Eduard Vogel von Falkenstein hat sich seine militärische Berühmtheit in zwei Feldzügen: 1864 in Schleswig-Holstein und 1866 im innerdeutschen Kriege erworben. In erstem Kriege war er Chef des Generalstabes des commandirenden Generals von Wrangel, dann unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl Gouverneur von Jütland und Befehlshaber zweier preussischer Divisionen. Im Kriege 1866 befehligte er die aus drei Divisionen bestehende „Main-Armee“, welche es mit den Hannoveranern, Bayern, Württembergern, Hessen z. z. zu thun hatte. Er lieferte die siegreichen Gefechte bei Dernbach, Kissingen, Hammelburg, Ahausenburg, Bronhofen und Laufach und zog am 16. Juli in Frankfurt am Main ein. Plötzlich aber wurde er abgerufen und durch den General von Manteuffel ersetzt, was damals im Volke keinen guten Eindruck machte. Von militärischer Seite wird angeführt, daß der General die gewonnenen Treffen nie gehörig ausgenutzt und daß er sich im Rücken nicht genügend gegen Frankreich gedeckt habe. Daraufhin habe der Chef des Generalstabes von Moltke seine Abberufung veranlaßt. Es giebt aber allerdings auch viele Taktiker, welche Vogel von Falkenstein größeres militärisches Genie zuschreiben als seinem Nachfolger, der ja auch in seiner späteren Stellung in Elsaß-Lothringen den Gegnern Deutschlands „goldene Brücken“ baute, was damals Falkenstein mit den Süddeutschen that.

Als der Krieg 1870 ausbrach, erhielt Vogel von Falkenstein kein Commando in der Feldarmee, sondern wurde zum General-Gouverneur sammtlicher deutschen Küstenlande ernannt. Als solcher hat er sich sehr schneidig erwiesen, obwohl es nirgends zu einer Action mit dem Feinde kam. Er nahm sein Hauptquartier in Hannover, organisierte schnell eine meisterhafte Küstenverteidigung, sperrte die Flußmündungen und Hafeneingänge, schuf eine freiwillige Seewehr und ordnete die Verbindungen längs der ganzen Ost- und Nordsee-Gestade so vorzüglich, daß seitens der feindlichen Admirale auch nicht der Versuch einer Landung zur Ausführung gelangte. Seine Enthebung von diesem Posten erfolgte nach dem Friedensschlusse von 1871, worauf General v. Falkenstein am 27. December 1873 in den Ruhestand trat.

Hochinteressant ist, was eine künftige Feder im Berliner Tageblatt über die persönliche Constitution und über intime Beziehungen des jungen Vogel von Falkenstein mittheilt, es heißt unter Anderem: Auf Wunsch seines Oheims, des Fürstbischofs von Breslau, wurde v. Falkenstein für den geistlichen Stand bestimmt. Im Jahre 1813 trat er in dessen als Freiwilliger in die Armee, wurde noch in demselben Jahre zum Offizier befördert und zeichnete sich besonders 1814 bei Montmirail aus.

Einen romantischen Anflug erhielt die Heirath des Generals, welche mit einer regelrechten Entführung begann. Das schöne Töchterchen eines reichen Hohlhändlers und Hausbesizers in Berlin hatte die Aufmerksamkeit des jungen Garde-Offiziers erregt und sein Herz gewonnen. Bald wurde Gelegenheit gesucht und gefunden, im Hause der Eltern zu verkehren, doch der Vater des liebenswürdigen Mädchens fand kein Behagen an den Courtoisien des unvermögenden, vornehmen Offiziers. Er war nicht nur gegen diesen selbst, sondern auch gegen die geplante Verbindung. Da half jedoch v. Falkenstein sich selbst. Er reiste mit seiner Braut nach Jüterbog, ließ sich trauen und gedachte eine kurze Hochzeitsreise zu unternehmen, als der Schwiegervater das Paar nach Berlin zurückbitten ließ. Die Tochter mußte bei den Eltern bleiben, bis sich der Zorn des Vaters gelegt hatte und völlige Ausöhnung stattfand. Nach dem Tode der Schwiegermutter wohnte sogar v. Falkenstein mit Frau und Kind im Hause seines Schwiegervaters.

Wohl Niemand, der den hochverdienten General kennen gelernt, als er im Beginn seiner Carrière stand, hat vermuthen können, daß der einst so schwächliche Offizier ein so hohes Alter erreichen würde. Oft schien sein Leben durch schwere Krankheit gefährdet, ja ein böser hartnäckiger Husten hatte sogar die Lunge derartig angegriffen, daß der jung verheirathete Offizier nach Ober-Salzbrunn geschickt werden mußte. Dort angekommen, waren seine Kräfte derart erschöpft, daß er es nicht vermochte, den Brunnen an der Quelle zu trinken. Die jugendliche Gattin holte das Wasser und reichte es dem Schwerkranken. Die Kur hatte indessen eine vortreffliche Wirkung, und die Gesundheit v. Falkensteins wurde so vollständig wieder hergestellt, daß weder die späteren Feldzüge, noch die Ermüdungen und Enttätigungen, welche die Leidenschaft für das edle Maidwerk mit sich brachten, irgend welchen nachtheiligen Einfluß auf ihn auszuüben vermochten.

Außer mit militärischen Studien beschäftigte er sich vielfach mit Zeichnen und Malerei, wodurch er dem Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., bekannt und darauf von diesem mit der Gründung eines Ateliers für Glasmalerei — Berlin, Meanderstraße 4 — betraut wurde.

Ueber die Art, wie v. Falkenstein dem nachmaligen König bekannt wurde, giebt eine vielfach verbreitete Erzählung Aufschluß. Der junge Offizier war in Salzbrunn, wo auch Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine hohe Gemahlin längere Zeit weilten. Die Lieblichkeit und Naturschönheit des Ortes hatte namentlich in der Kronprinzessin Elisabeth die angenehmsten Erinnerungen zurückgelassen. Der Geburtstag der Prinzessin rückte heran, und der prinzliche Gemahl suchte Gelegenheit, durch eine Abbildung des Kurortes und seiner Umgebung der Gattin unversehrt Freude zu machen. Schon mußte er die Vollendung aus Erfüllung des Wunsches aufgeben, als sein Adjutant ihm mittheilte, daß ein junger, des Malens kundiger Offizier den Badeort, den er selbst besucht, nach der Natur gemalt habe. Das Bild wurde herbeigeschafft, erfreute sich hoher Anerkennung und prangte später zur freudigsten Ueberraschung der Prinzessin auf deren Geburtstagstisch, in dessen Nähe sich auch v. Falkenstein unter den Gästen befand.

Schloß Dolzig kaufte sich der General von dem Erbprinzen von Anhalt-Bernburg aus den Mitteln der Dotation, welche ihm nach dem Kriege bewilligt wurde. Hier lebte er nach strengen Regeln, die ihm unter Anderem den Genuß geistiger Getränke fast gänzlich versagten.



Die Unartige. (Siehe Seite 467.)

Die Unartige. (Mit Illustration.) Die erste Anforderung an die Kunst der Genre-Malerei: Spiegelbilder des wirklichen Lebens zu liefern, ist von dem Zeichner dieses Bildes in meisterhafter Weise erfüllt worden. Nicht nur die gesammte Haltung, sondern jeder kleinste Zug an dem „Kinde aus dem Volke“, das uns sein Stütz in höchst malerischer Verteilung von Licht und Schatten darstellt, ist dem Leben abgelauscht und Alles daran zeugt für die feinste Beobachtung. Nur die vollste Harmonie von Auge und Hand hat den Künstler befähigt, solch ein druckvolles, schönes Bild zu schaffen. Die Situation läßt aus Trost schließen, der bereits seine Zurechtweisung erfahren hat. Aber nicht nur Trost spricht aus dem energischen Kopfe, aus der Haltung der Hände des Kindes, sondern auch ein kluges Besinnen, ein bereuendes Abblenden des befehligen Auges; es ist als ob in demselben bereits die Thräne schimmerte, die auf ein gutes Gemüth hindeutet. Unwillkürlich fühlt sich der Beschauer mit dem unartig gewesenen Kinde versöhnt und zu der Ueberzeugung gedrängt: Wenn solch ein Kind eine gute Mutter hat, dann geräth es gut.

stand gebracht. Der Bronzeleberzug wird dann mit einem trockenen Lappen eingerieben und schließlich geglättet.

Leber aus Papier. Ein Papierfabrikant in Pest läßt jetzt „Kunstleber“ aus Papier anfertigen. Die Holzsofer wird zu dünnen Platten verarbeitet, welche man mit Fettstoffen durchtränkt, trocknet und so lange zusammenpresst, bis sie die Zähigkeit und Dichtigkeit des Lebers erhalten haben. Die Tauschung soll eine um so größere sein, als die Platten sich braun anstreichen, lachern und quagrinieren lassen. Der Erfinder will hauptsächlich Schuhfabriken, Brandsohlen, Reisekoffer, Schulmappen u. dergl. aus seinem Kunstleber herstellen. Auch zur Herstellung der Klaviertasten aus Elfenbein wird das Papier in Vorschlag gebracht, namentlich um den Temperaturveränderungen und der Feuchtigkeit besser zu widerstehen.

• • • Allerlei Heiteres. • • •

• • • Für's Haus. • • •

Strohfalke Kinder. Noch immer, oder richtiger: mehr als je wachern unter den kleinen Kindern die Strofkinder, welche sehr häufig die tiefsten Spuren für's ganze Leben zurücklassen. Was sind eigentlich „Strofkinder“? Nichts als die tatsächlichen Folgen schlechter Behandlung, mangelhafter Pflege der ganz jungen Kinder. Sobald die leptonen schon sehr frühzeitig nicht ausschließlich mit Milch — und zwar reiner, guter Milch — sondern mit Stoffen ernährt werden, welche ihr noch ganz schwacher Verdauungsapparat nicht zu verarbeiten vermag, sobald sie nicht mindestens einmal täglich in lauwarmem Wasser gebadet und mit reiner, durchwärmerter Wäsche bekleidet werden, sobald man sie unsinnig fest mit der abschleichen, „Wickelbinde“ umspannt und sonst allzuviel einpackt, sobald man sie dann, nach Ablauf der ersten Monate, immer noch in die „Wickelbinde“ eingepackt hält, so das ihre Gliederchen sich nicht frei bewegen können, werden sie „strofkinder“. Selten wird sich eine Mutter, welche ihr kleines richtig nährt, fleißig badet, recht oft, sich ausstrecken — läßt und es statt einzuwickeln nur lose zudeckt, über Strofkinder an demselben zu beklagen haben. Das schreckliche Uebel ist fast durchaus eine Sache der Pflege und Ernährung, sowohl in Bezug auf Entstehung, als Heilung. Arzneien helfen dagegen gar nichts, sondern gesunde Pflege, namentlich also gute, leichtverdauliche Kost, fleißiges Baden, viel reine, frische Luft, dann vorzügliches Aufnehmen der Lauffersuche der Kinder. Es giebt noch viele träge junge Mütter, welche ihre Kinder zwischen 3/4 Jahr und 2 Jahre fast stets liegen und sitzen oder in irgend einem Gerath hilflos aufrecht stehen lassen, z. B. in einem sogenannten Laufforbe. Eins ist für den schwachen Körper so wenig gesundlich wie das Andere. Eine Mutter, die nicht der Pflege ihrer kleinen Kinder unaufhörlich die aufopferndste Sorgfalt widmet, ist nicht werth Kinder zu haben.

Der Nutzen der Carbonsäure. In der Chirurgerversammlung zu Berlin sprach der Marine-Subarzt Dr. Gärner, Hilfsarbeiter im Reichsgesundheitsamt, über die desinficirende Wirkung der Carbonsäure-Lösungen. Die Eigenschaft der verdünnten Carbonsäure als vorzügliches Mittel zur Desinfection der verschiedenen Gegenstände und Räume, von Wunden und Körperstellen ist seit Langem bekannt und geschätzt. Allein exakte Untersuchungen, in welcher Verdünnung und innerhalb welcher Zeit die desinficirende Wirkung der Carbonsäure eintritt, waren noch nicht gemacht worden. Diese im allgemeinen Interesse wichtigen Untersuchungen sind nun von dem Vortragenden nach der Methode des Geheimen Staatsrathes und unter dessen Aufsicht im Reichsgesundheitsamt angestellt worden. Ueber die dabei erzielten Resultate gab Dr. Gärner in einem anziehenden Vortrage der Versammlung Kenntniss. Es wurden die verschiedensten Krankheitsgifte und Bilzkeime, die Mikrokokken des Milzbrandes, Diphtheriebacillen, die Kettenkokken des Puerperalfiebers, des Eiters, der Nase, Typhusbacillen und andere mit Carbonsäure in Verdünnungen von 1, 2 und 3 Procent in destilliertem Wasser behandelt und beobachtet, in welcher Zeit diese gefährlichen Organismen durch den Einfluß der Carbonsäure in ihrem Wachstum behindert resp. getödtet werden. Es ergab sich, daß dreiprocentige Carbonsäure alle diese Keime in 15–60 Sekunden tödtet. Man benutze also reine Carbonsäure, 3 Tropfen auf 100 Tropfen Wasser, zum Desinfectiren von Gegenständen, Zimmerluft, Auswaschen von Wunden etc.

• • • N ü t z l i c h e s. • • •

Bronzierung. Nach Angabe des „Techniker“ erhält man eine sehr schöne Bronzierung, wenn man die Albfalte der Goldschläger unter einem Farbenläufer mit Honig zerreibt. Der zu bronzierende Gegenstand wird dann mit Keisöl bestrichen und das metallische Pulver mit einem Lappen aufgetragen. Solche Bronzierung kann man auch auf Holz, Papier und Pappdeckel anbringen. Ebenso kann man sich hierzu des Mosait-Goldes bedienen, nachdem man es mit 6 Theilen gebrannter Knochen zerrieben hat. Eine kleine Menge dieser Mischung wird auf ein feuchtes Tuch gestreut und dann auf den zu bronzierenden Gegen-

Die Orgelpfeife. Unter den Geschenken, welche Fürst Bismarck zur Feier seines Geburtsfestes empfing, befand sich auch eine A-Organpfeife, von einem Orgelbauer gestiftet; dieselbe enthielt folgende Widmung: „Nachdem Jedermann Em. Durchlaucht schon seit so vielen Jahren als den Tonangeber bereits der ganzen Welt, der immer den rechten Ton getroffen hat, verehrt und bewundert, nun aber der Siebenziger mit seinen Anhängern sich einstellte und dadurch die Trefflichkeit beeinträchtigt werden könnte, so wage ich es in aller Ehrfurcht, ein Normal-A mit dem herzlichen Wunsche zu überreichen: Em. Durchlaucht möge noch recht viel Jahre frisch und gesund, ohne Zuhilfenahme dieser Pfeife, den richtigen Ton zum Wohle der Völker kräftig anzuschlagen vermögen. Hergen. im bair. Wald, den 26. März 1885. Ludwig Edenhofer, Orgelbauer.“

Ein Berliner Wit. Von Berlin wird folgender hübsche Scherz „lancirt“: An einem Provinzialtheater hatte ein mäßig beanlagter Schauspieler eine Solopartie zu spielen. Als er eben den Monolog beginnen wollte, erloschen zufällig alle Lampen. In diesem Augenblick rief es laut vom Orchester herab: „Der ist nu mal wahr — wenn Stippte auftritt, dann verdundelt er Mens!“

Gute Kameraden. In einer von einer Wittve in Kiew gehaltenen Bierkneipe verkehrten sehr eifrig ihre ungerneigten Freunde „vom Militär“, nicht sowohl weil dort das Bier besonders gut war, sondern weil alle Bier an den Augen der hübschen Tochter der Wirthin Feuer gefangen hatten und nicht abgelenkt waren, das Mädchen als Frau heimzuführen. Und um ihr kameradschaftliches Verhältniß nicht zu trüben, was unschärfbar geschehen wäre, falls der Eine oder der Andere der vier Freunde seinen Kameraden den Rang abgelaufen hätte, beschloßen sie den Gegenstand ihrer Liebe unter sich zu vertheilen. Es wurden vier Papierstücke, von denen der eine die verheißenden Worte „mein Gold“ trug, zusammengestellt. Der Glückliche, dem dieses Billet zufiel, machte auch sofort einen Heirathsantrag und wurde acceptirt. Die drei übrigen wollten sich mit der bescheidenen Rolle von Hausfreunden begnügen.

Zweideutig. Ein reicher Dilettant ließ in Wien eine seiner Compositionen, die sehr schlecht war, aufführen. „Wie alt mag der Componist sein?“ fragt Jemand. — „Nach diesem Stücke würde ich ihm fünfundsiebenzig geben!“ erwiderte Director Hellmesberger.

• • • Spiele und Denkaufgaben. • • •

Arithmogryph von D. Ziegler.

1 2 3 4 2 3 8 5 ein Tanz, 2 3 9 10 11 12 13 11 3 eine Stadt in Belgien, 11 8 15 3 16 2 12 4 ein Zeitgenosse Karls des Großen, 17 5 12 11 3 6 7 9 12 15 18 ein Strom Südamerikas, 19 17 2 3 11 ein Cavallerist, 11 13 2 12 15 3 5 3 4 2 7 ein altägyptischer Felsheer, 4 11 19 9 7 20 16 17 2 3 4 ein Reich in Mitteleuropa, 11 21 19 17 7 der lateinische Name von Huthieren, 12 19 4 5 17 22 7 16 11 15 18 eine Vorstadt Wiens, 23 11 12 11 7 4 11 17 2 22 12 6 3 9 11 12 2 eine Weinstadt Spaniens, 9 2 3 3 2 16 15 17 17 ein schottischer Dichter, 6 2 12 11 10 5 14 5 24 7 20 16 2 15 7 14 eine Stadt im Gouvernement Kasan. — Die zweiten Buchstaben des 1., 2., 3., 6., 7., 8., 9., 10., 12., und die dritten Buchstaben des 4., 5. und 11. Wortes geben der Reihe nach von oben nach unten gelesen den Namen einer deutschen Colonie in Afrika; die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen geben den Namen des Besitzers dieser Colonie.

Räthsel von M. Caspar.

Hast du erreicht, was du erstrebt,
Wonach begehrt dein heißer Sinn,
So hast du auch bald ausgelebt; —
Ich bin des Tod's Beglün.

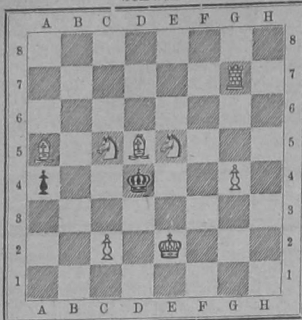
Wenn nichts die heilig bliebe,
Wenn Glaub' und Treu' zerfällt,
Dann schwinden Glück und Liebe; —
Ich bin des End' der Welt.

Schach.

Redigiert von J. Minckwitz in Leipzig.
Aufgabe XXXII.

Von H. Arncl in Gothenburg.

SCHWARZ.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XXX:

1. D d2-a5 S d5-b6:
2. S b8-a6 Beliebig
3. S a6-c7, D a5-d5 ♣.

Auf andere Springergänge (außer S c7, worauf 2. S b8-c6 rc.) folgt 2. L c8-b7 ♣, K a8-b8: 3. D a5-c5 ♣.

Wortbild-Rätsel von H. Reege.

freibt = freiffen liebt = litten
freiffen freiffen liebt litten

Scat.

Aufgabe XXXII.

Vorhand tournt (im Vier-Scat) Roth = Junge. Da sonst keine Grand-Karte vorhanden, so wird Farbe gespielt. Gelegt wurden zwei kleine Schellen. Spieler, der also mit folgenden Karten



Roth spielt, host Schneider zu machen, und verliert das Spiel. — Die war's möglich?

Lösung der Scat-Aufgabe XXX.

Eichel-König und Eichel-König müssen im Scat liegen. — In Folge Fehlens der Schellen-Mat ist es gerechtfertigt, die lange Farbe anzuziehen; aber umgekehrt ist das Spiel auch verloren, wenn Schellen angesetzt und viermal in einer Hand angetroffen wird.

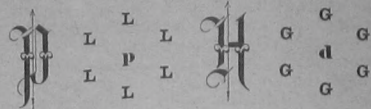
Wortbild-Rätsel von Ed. Hartmann.

n n n n N
n n n n
n n n n

Silben-Rätsel von August von Brehmer.

Das erste Paar verkündet uns den Namen einer Insel
Im mittelländischen Meer, die würdig eines Malers Pinsel.
Die dritte Silbe lautet wie ein Fragewort,
Das aber nicht erschöpfen will die Zeit, den Ort.
Das Ganze ist ein deutscher Kriegsmann,
Der nur noch fahrend commandieren kann.

Wortbild-Rätsel von Lehrer Karl Pospiech.



Kreuz-Rätsel von H. Ulrich.

Die mittelfsten Buchstaben der nachstehend angegebenen Worte bezeichnen, von oben nach unten gelesen, gleich dem siebenten Worte, einen deutschen Staatswürdenträger, nämlich also: 1. ein Consonant, 2. ein großes Wasser, 3. eine Stadt in Turkestan, 4. ein männlicher Vorname, 5. ein deutscher Reichstagsabgeordneter, 6. eine Stadt in Schleswig, 7. ein deutscher Staatswürdenträger, 8. ein Gebirgszug in Afrika, 9. ein Großherzogthum, 10. ein Nebenfluß des Inn, 11. eine Stadt in Indien, 12. eine Märchenfigur, 13. ein Consonant, der dem der obersten Spitze folgt.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 31.

Des Räthfels von H. von Brehmer.

Erlangen. Erlangen.

Des Arithmogryphs von Lange:

Florenz, Raphael, Illinois, Ecuador, Dortmund, Rebhuhn, Indianer, Candia, Hadrian, Versailles, Chr. Nashorn, Steinbock, Capetinger, Hater, Indus, Laura, Reguago, Emil, Regulus. — Friedrich von Schiller.

Des Räffelsprungs von A. Stabenow.

Was ist ein Einbild? Was der schöne Name meint:

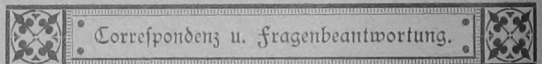
Ein Sinn mit einem Bild auf's Innigste vereint.
Ein tiefer Sinn, der in ein schönes Bild sich senkt.
Ein schönes Bild, bei dem ein tiefer Sinn sich denkt.
Schön sei das Bild und klar, tief sei der Sinn und wahr,
Und mit einander eins untrennbar sei das Paar.

Nidert.

Der Räthselfragen von Hedwig Bajohr.

1. Passionsblume. 2. Junggesellen. 3. Mäurpen.

Des Rebus: Mäurpenbank.



G. Fabricius. Ihre Anfrage beantworten wir dahin: Die Antändigung, daß es einen „Haarballam“ gebe, der schon bei ganz jungen Leuten in kurzer Zeit einen prachtvollen Schnurr- und Bartsbart hervorbringe, ist eine große Un-derstehenheit.

H. G. in Berlin. Wir kennen leider das Adulkein nicht, welches gegen den wohl vortheilhafteren Crematoriums gewachsen ist, raschen Zinsen die mehr, den unglücklichen jungen Mann eine andere Lebensbahn einschlagen zu lassen, in welcher sein Fleiß und Streben besser belohnt wird.

E. J. in 2. Fürst Bismarck hat das Rittergut Schönhausen ganz schuldlos erhalten. Es umfaßt 6000 Morgen, so daß nun der ganze Schönhauser Besitz 8500 Morgen beträgt. Der Besitz des Reichstagslers in Pommern mag über 32 000, der in Schleikau-Holstein-Bauenburg über 33 000 Morgen betragen. Da der Fürst auch die herrlichsten Parks und Schloßanlagen durch Zukäufe von Bauerngütern vergrößerte, mag von jetzt ab sein gesammelter Grundbesitz 3 1/2 Quadratkilometer betragen; davon mögen 2 1/2 Quadratkilometer Wald sein.

Geh. Oberzollrath V. B. in 2. Einweisen müssen wir Sie schon bitten, sich noch mit den deutschen Kartenbildern unserer Scat-Aufgaben zu begnügen, da auf unserer öffentliche Anfrage bis jetzt mindestens ebenso viele Zustimmungen zu den deutschen Karten eingegangen sind, wie Forderungen französischer Karten. Wir müßten aber alle unsere Scatfreunde in Norddeutschland nochmals bitten, sich recht zahlreich über die Frage gegen uns auszusprechen.

Dr. Garte. Graf Robert von Bismarck's Schönhausen ist Regiments-Rath, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Kaisers in Haag, Graf Wilhelm von Bismarck ist Geheimrath, Regierungsrath und vorragender Rath im Staatsministerium. Ersterer empfing, anlässlich des Geburtsfestes seines Vaters den höchsten Orden I. Klasse mit Eichenlaub, Letzterer, Graf Wilhelm, den höchsten Orden I. Klasse mit der Schleife.

Sieben Schalsen. Wir haben über die in Dresden vom 6. bis 8. Juni stattfindende Veranstaltung aller deutschen Regiments bereits Mittheilung gemacht, wollen aber das Programm hier wiederholen: Sonnabend, den 6. Juni, Rendezvous von Vorm. 10 Uhr ab in dem festlichsten Equipement, Abends 7 Uhr in den prachtvoll und originell decorirten Localitäten des Königl. Hofes Begrüßung und Festcommers. Am Sonntag, den 7. Juni, auf dem Königl. Hofe vom Vormittag 10 Uhr Concert, Nachmittag 2 Uhr Festmahl, 4 Uhr großes Concert von der vollständigen Capelle des k. S. L. Regiments Nr. 100. Bei Beginn der Dunkelheit brillante Illumination des ganzen Equipements durch Gasdecorationen und Lampen, sowie noch Begrüßung des Concertes ein Ländchen. Montag, den 8. Juni, früh 7 Uhr Fahrt auf festlich decorirten Equipagen nach und unter Musikbegleitung nach der Schloßkirche zu Eide. Der Preis der Festkarte (Herr oder Dame) incl. Festmahl (Tafel d'hôte), Concert und Dampfeschiffahrt ist auf 5 M. angesetzt. Nach vorheriger Einreichung des Betrages an Herrn Kaufmann statiren Festkarten mit ausführlichem Programm. Anmeldungen nimmt der Regiments-Com. „Die Sandhosen“ zu Dresden (Hotel Annenhof, Annenstraße 23) entgegen.

Inhalt: Wasen Schuld? Roman aus der Gegenwart von O. Eiser. (Fortsetzung.) — Wilhelm Stolze und die deutsche Stenographie. (Mit Portrait.) — Die Frauen der Peruburger Gesellschaft. Roman von Wladimir Fürst Melchior. (Fortsetzung.) — General Vogel von Falkenstein. — Reise in den Cordilleren Süd-Amerikas. Von Georg Döbereiner (Breslau — San Francisco). (Fortsetzung.) — Ein Zughaushalt zu Berlin. (Mit Illustrationen.) — Schlesische Chronik. — Die Unartigkeit. (Mit Illustration.) — Für's Haus. — Ein schlesischer Sommerabend. Von Martin Bauer. — Allerlei Nützliches. — Allerlei Geistes. — Spiele und Denksaufgaben: Schach, Scat, Rätsel. — Correspondenz und Fragenbeantwortung.